

## Diatretglas aus einer spätrömischen Begräbnisstätte in Niederemmel an der Mosel

von

Hans Eiden

Am 2. September 1950 stieß der Winzer Josef Leyendecker aus Niederemmel (Kr. Bernkastel) bei Ausschachtungsarbeiten für sein Wohnhaus auf mächtige, rechteckige Steinplatten, unter denen er Gräber vermutete. Die vom Bürgermeister des Ortes sofort erstattete Meldung ermöglichte es dem Landesmuseum, an der noch unberührten Fundstelle Untersuchungen<sup>1</sup> vorzunehmen, die zur Aufdeckung von drei spätrömischen Sarkophagen führten, von denen einer als kostbarstes Fundstück ein Prunkglas barg, das zur Gattung der sog. Diatretgläser gehört.

Das in einer ausgedehnten Flußschleife gelegene Moseldorf Niederemmel, nur knapp 4 km Luftlinie nordöstlich von NOVIOMAGVS = Neumagen mit seinem bekannten konstantinischen Kastell<sup>2</sup> und den in seinen Fundamenten ehemals vermauerten Grabmälern<sup>3</sup> gelegen, hat in der archäologischen Literatur des Trierer Raumes eine besondere Bedeutung<sup>4</sup>. Hier erreichte in einem naturgegebenen uralten Abstieg der Reisende, der wie Ausonius von Mainz nach Trier zog, nach langer Reise die Mosel. Ortsnamen wie Piesport<sup>5</sup> und Reinsport weisen auf alte Übergänge oder Stapelplätze hin. Die ausgedehnte Gemarkung, von der Talau über die diluviale Hochterrasse zu den devonischen Schichten des Hochwald-Hunsrückmassivs in flachem Gehänge ansteigend, ist in gleicher Weise dem Ackerbau wie der Rebkultur günstig und zeigt vielfältige Spuren römerzeitlicher Besiedlung<sup>6</sup>.

Die Fundstelle liegt in der Talniederung am östlichen Ortsrand in Richtung auf Reinsport (Furt) zu unmittelbar östlich neben der Moseltalbahn und in geringer Entfernung vom Fluß auf ehemals kirchlichem

<sup>1</sup> Die Untersuchungen wurden durch den Berichtersteller durchgeführt; für die Aufmessung und Bergung des Fundes stand ihm der technische Grabungsleiter des Museums, Fr. Badry, zur Seite.

<sup>2</sup> Ausonius, *Mosella* v. 10/11: *Et tandem primis Belgarum conspicor oris Noiomagum, divi castra inclita Constantini.*

<sup>3</sup> W. v. Massow, *Die Grabmäler von Neumagen*. Berlin 1932.

<sup>4</sup> Die Fund- und Literaturzusammenstellung in H. Vogts, *Die Kunstdenkmäler des Kreises Bernkastel*. Mit einem Beitrag von H. Eiden, Düsseldorf, 1936, 433 f. Neuere Beobachtungen in den Ortsakten des Landesmuseums Trier.

<sup>5</sup> „Porto Pigontio“ in einer Urkunde des Goldenen Buches der Abtei Prüm vom Jahre 776; s. Kantenich, *TrZs.* 6, 1931, 134 ff., der Pigontio mit einer Weihung an *Mercurius Bigentius* (CIL XIII 4, 11346) in Verbindung bringt die etwas moselaufwärts Neumagen an der Römerstraße nach Trier gefunden wurde.

<sup>6</sup> Erwähnt seien u. a. ein seit dem 17. Jahrh. bekanntes, durch mehrere Inschriften bezeugtes Heiligtum des Merkur und der Rosmerta, etwa 1,7 km südlich des Ortes, unmittelbar an der Römerstraße gelegen, an der gleichfalls zwei Meilensteine gefunden wurden. Näher am Ort liegt eine römische Siedlungsstelle unterhalb der Mündung des Dhronbaches bei P. 387 + 0 der Moseltalbahn. Eine zweite Bauanlage wurde gegenüber dem Örtchen Ferres, etwa 1 km südöstlich vom Moselufer festgestellt (Jahresbericht der Gesellschaft für Nützliche Forschungen 1844, in: *Philanthrop* 1845, Nr. 3); auf diese Stelle scheint sich auch die Beobachtung in *TrZs.* 4, 1929, 189 (Frenserborn) zu beziehen. Über Fundbeobachtungen im Ort selbst s. Anm. 9; über die Versuche, bei Niederemmel die durch Venantius Fortunatus bezeugte Moselburg des Nicetius zu lokalisieren, vgl. Steinhausen, *Archäologische Siedlungskunde des Trierer Landes* (1936), 471 f. Den Stand der damaligen Bodenforschung (1932) zeigt die Karte E. Krügers in der Einleitung zu W. v. Massow, *Die Grabmäler von Neumagen*, Abb. 3.



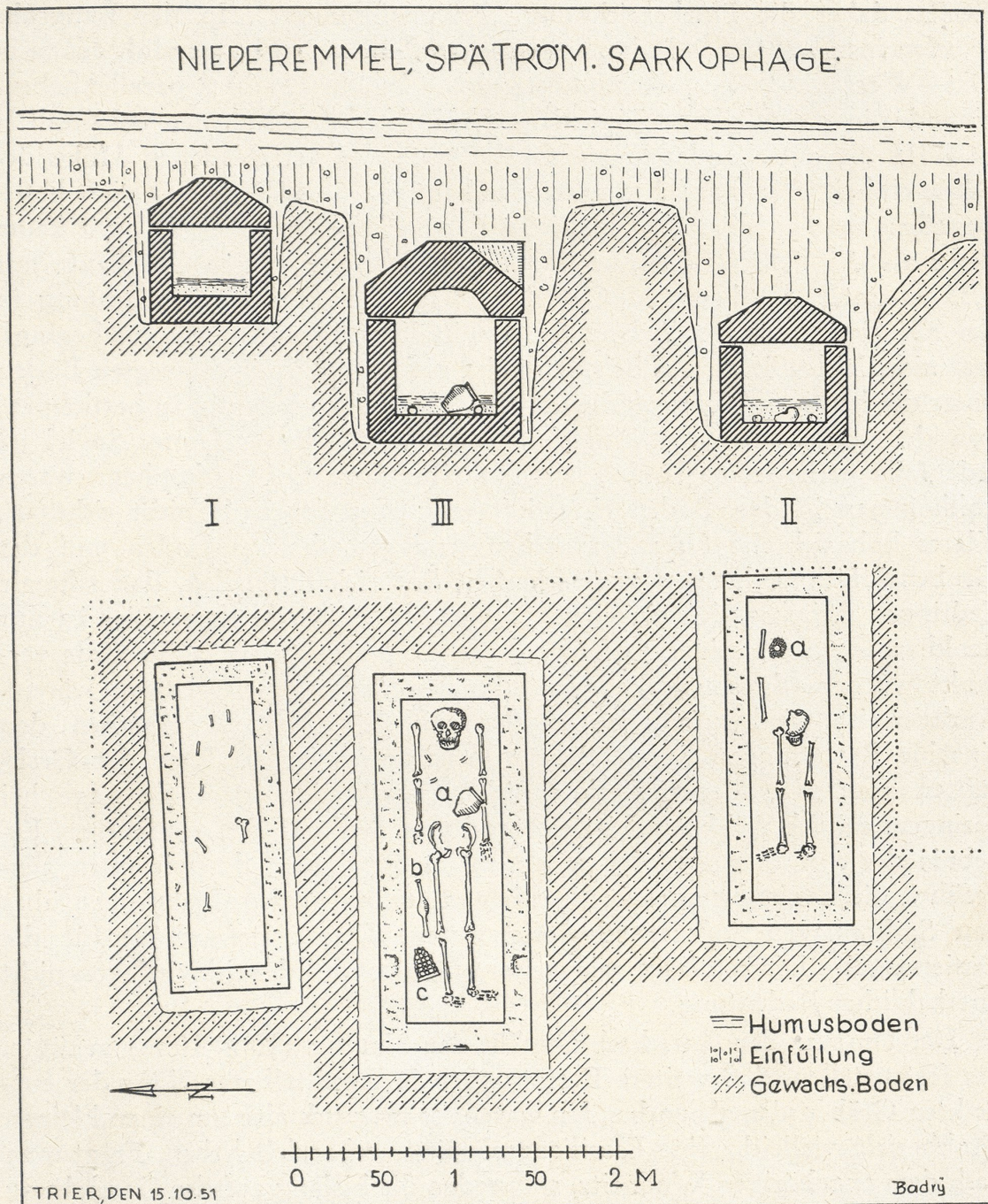


Abb. 1. Niederremmel, Spätromische Begräbnisstätte; Lage der Sarkophage.  
Unten: Grundriß, oben: Schnitt



Besitz, daher die Flurbezeichnung „Frühmeßbungert“. In der Baugrube wurden insgesamt drei Sarkophage angetroffen; sie lagen ziemlich genau in Ost—West-Richtung in einem Abstand von 0,60 bzw. 1,20 m parallel nebeneinander in verschiedener Tiefenlage (Abb. 1). Während man bei Grab II und III die auffallend schmale Grube trotz der verschiedenen Höhe der Särge einheitlich bis auf 2 m unter der heutigen Oberfläche eingetieft hatte, begnügte man sich bei dem kleinsten der Sarkophage in Grab I mit kaum mehr als der halben Tiefe, so daß dieser Sarg mit seiner Oberkante nur 0,35 m unter der heutigen Oberfläche lag. Die Schichtenbeobachtung in der Kiesablagerung der Talaue, die unmittelbar unter dem Humus beginnt, war nicht leicht. So war es beispielsweise nicht möglich, im bewegten Boden unter der heutigen Humusdecke die alte Oberfläche eindeutig zu bestimmen, von der aus ehemals die Eintiefung der Grabgruben erfolgte. Soviel ist jedenfalls nach der Geländebeschaffenheit sicher: Die Sarkophage waren vollkommen in den Boden eingetieft und über der Erde nicht sichtbar<sup>7</sup>. Klarer hob sich die Grenze zwischen dem gewachsenen Boden und der Grubeneinfüllung heraus. Mit Sicherheit ließ sich feststellen, daß schmale Erdripen zwischen den einzelnen Sarggruben stehen blieben. Dies ist nur denkbar, wenn die schweren Sarkophage nicht gleichzeitig in die Erde versenkt wurden, da sonst die sehr schmalen Erdstege eingestürzt wären<sup>8</sup>. Andererseits wird kein allzu großer zeitlicher Abstand zwischen den einzelnen Bestattungen liegen. Sehr wahrscheinlich ist die Lage der Grabstätten noch über der Erde kenntlich gewesen; ihre parallele Lage bei geringem seitlichen Abstand ist anders kaum denkbar. Ein eindeutiges Ergebnis der zeitlichen Abfolge war nicht zu gewinnen, da, wie oben ausgeführt, die Beobachtungen in dem bewegten Boden der Grabgruben über den Sarkophagen äußerst schwierig waren. Dieser Befund ist für die Datierung des Diatretglases, wie weiter unten ersichtlich sein wird, von nicht unerheblicher Bedeutung.

Der Umfang der Ausschachtung für den Neubau (10 × 10 m) genügte, um festzustellen, daß weitere Bestattungen in unmittelbarer Nähe der entdeckten Gräber niemals vorhanden waren; es mag sich also um einen kleinen Grabbezirk, vielleicht eine Familiengrabstätte, gehandelt haben. Fragt man nach dem zugehörigen Wohnsitz, so werden die bislang auf der Gemarkung bekannt gewordenen römischen Siedlungsstellen (s. Anm. 6) wegen ihrer Entfernung von unserer Fundstelle ausscheiden müssen. Am ehesten könnte man sich den zugehörigen Landsitz der Geländebeschaffenheit nach auf der Terrasse vorstellen, auf der der heutige Ort Niederremmel<sup>9</sup> liegt; in unmittelbarer Nähe der Sarkophage sollen z. B. beim Bau der Bäckerei am Bahnhof Mauerreste und Ziegel zum Vorschein gekommen sein. Sichere bei Bodenbewegungen gewonnene Hinweise fehlen jedoch bislang.

<sup>7</sup> Zu dieser Frage vgl. S. Loeschcke, Frühchristliche Denkmäler aus Trier; SA. aus Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz 29, 1936, 99 mit Anm. 1 u. Abb. 11.

<sup>8</sup> Der äußerst schmale Zwischenraum zwischen äußerem Sarkophag- und Grabgrubenrand ließ nur ein Herablassen der schweren Särge mit mechanischer Vorrichtung zu, z. B. mit Stricken.

<sup>9</sup> Über den keltischen Ursprung des Ortsnamens (-acum Name) vgl. M. Müller, Die Ortsnamen im Regierungsbezirk Trier, JberGfnF. 1900—1905, 55 f.





Abb. 2. Niederremmel, Sarkophag III (mit Diatretglas)  
geschlossen

### Die Sarkophage und ihr Inhalt

Sämtliche Sarkophage bestehen aus dem gleichen grauweißen Sandstein, der für eine umfangreiche Gruppe später Sarkophage des Landesmuseums typisch ist; sie könnten aus einem Steinbruch stammen. Alle Sargtröge zeigen innen und außen sauberen Rundschlag in der bekannten Form<sup>10</sup> (Abb. 2 u. 3). Eine Ausnahme bildet lediglich die Innenfläche von Sarg I, die sehr grob bearbeitet ist. Während die Sargdeckel von Sarkophag I und II nur roh behauen sind und eine Form zeigen, bei der von einer 16 bzw. 22 cm breiten mittleren horizontalen Fläche nach allen vier Seiten der Stein dachförmig abfällt, ist der schwere Sargdeckel III an seiner Unterseite ungefähr in der Größe des Sargtroges tonnenförmig ausgehöhlt und außen in der gleichen Form wie die Sargtröge mit sorgfältigem Rundschlag versehen.

<sup>10</sup> Vgl. etwa Hettner, Die römischen Steindenkmäler des Prov.-Museums Trier, Nr. 310 f. u. Lehner, Die antiken Steindenkmäler des Prov.-Museums in Bonn, Nr. 973 f.





Abb. 3. Niederremmel, Sarkophag III (mit Diatretglas)  
nach dem Abheben des Deckels

Er besitzt zudem die Form eines ziemlich steilen Satteldaches ohne abgewalmte Schmalseiten und hat in der Mitte der einen Längsseite einen würfelförmigen Vorbau<sup>11</sup> (Abb. 2).

Grab I (Abb. 1 links). In dem Sargtrog (Außenmaße  $2,07 \times 0,74 \times 0,55$  m, Wand- und Bodenstärke 0,14 m) lag auf dem Boden eine durchweg 8 cm starke, eingeschwemmte Schlamm- und Sandschicht. Sie fand sich in gleicher Weise in den übrigen Särgen und ist als Rückstand des Schmutzwassers anzusehen, das im Lauf der Jahrhunderte während der feuchten Jahreszeit durch den Spalt zwischen Trog und Deckel eindrang. Von dem beigabenlosen Skelett waren nur noch unwesentliche Reste vorhanden; Beigaben fehlten.

<sup>11</sup> Hettner (a. a. O. Nr. 310) vermutet mit Recht, daß derartige Sargdeckel in den Werkstätten auf Vorrat gearbeitet wurden, um je nach Belieben des Käufers im gleichen Zustand belassen, oder, wie a. a. O. Nr. 313 und 314, mit Reliefs verziert zu werden. Ausschlaggebend wird die Art der Aufstellung gewesen sein: Sarkophage mit Reliefs werden sichtbar aufgestellt, sind also z. B. in Grabkammern sinnvoll, in unserem Falle hat man von Reliefs Abstand genommen; sie wären nicht sichtbar gewesen nach der Art der Aufstellung, waren also zwecklos.



Grab II (Abb. 1 rechts). Der Sargtrog (Außenmaße  $2,18 \times 0,80 \times 0,60$  m) enthielt wiederum eine durchweg 8 cm starke Schicht von eingeschlemmtem, feinem Sand. Vom Skelett (EV. 50, 43 d) waren beide Ober- und Unterschenkel, ebenso Teile des rechten Armes in schlechter Erhaltung noch erkennbar. Reste der Schädeldecke lagen in Beckenhöhe. Da das Grab bei der Öffnung noch ungestört war, wird das im Laufe der Zeit in den Sarg eingedrungene Wasser, das auch die Schlammschicht verursacht hat, bei der Verlagerung der Schädelknochen maßgebend beteiligt gewesen sein. Auch diese Bestattung war beigabenlos; es fand sich lediglich in Brusthöhe des Skelettes inmitten dunkler Erde und von Gewebeabdrücken umgeben eine ziemlich frische Bronzemünze (Centenionalis) Licinus d. Ä., Trierer Prägung (EV. 50, 43 a), datiert auf die Zeit zwischen 313 und 317 (Cohen VII 49; Maurice 406). Vorderseite: Büste des Kaisers mit Lorbeerkranz, Panzer und Gewand nach rechts, Umschrift IMP LICINIVS PF AVG. Rückseite: Genius nach links mit Mauerkrone, hält Schale und Füllhorn. Umschrift GENIO POP ROM, im Feld TF, im Abschnitt BTR<sup>12</sup>.

Grab III (Abb. 1 Mitte, Abb. 2 u. Abb. 3). Schon durch die Mächtigkeit des Sarkophages und die besondere Ausgestaltung des Sargdeckels hebt sich diese Bestattung über die beiden andern hinaus. Der Sargtrog mißt außen  $2,40 \times 0,95 \times 0,80$  m, die Wandstärke beträgt 17 cm; der schwere Deckel ist 0,50 m hoch. Auch hier lag eine Schlamm- und Sandablagerung von 8–10 cm Stärke auf dem Boden; in ihr fanden sich vom Skelett beide Unter- und Oberschenkel mit Spuren der Zehen und beide Arme mit Resten der Finger in ziemlich schlechtem Zustand, ebenso Teile des Beckens. Der eingedrückte Schädel war besser erhalten (EV. 50, 42 d).

Die nachstehend aufgeführten Beigaben lagen sämtlich umgekippt im Schlamm. Will man nicht eine Veränderung der ursprünglichen Lage bereits zum Zeitpunkt der Beerdigung annehmen, so bleibt die wahrscheinlichere Erklärung, daß auch hier durch den eingedrungenen Schlamm die Gegenstände vom Boden gehoben wurden und ihren festen Stand verloren haben. Allzu weit von der ursprünglichen Stelle scheinen sie jedoch nicht bewegt zu sein.

Im einzelnen fanden sich vor (Taf. 1 u. 2, u. Abb. 4):

1. In Brusthöhe ein Topf aus ziegelrotem Ton (EV. 50, 42 a), tongrundig mit spärlichen Quarzeinschlüssen und hochgezogener, nach außen verdickter Mündung; Höhe 20 cm, oberer Durchmesser 13,5 cm. In der Mitte des Bodens ist nach dem Brand ein Loch von 1 cm Durchmesser angebracht worden, wohl zum Schutz gegen Grabräuber, da ein durchlohtes Gefäß für vielerlei Zweckbestimmung wertlos ist. Der Topf ist ganz erhalten, ohne Bruch; war etwa bis zu einem Drittel mit eingedrungenem Schlamm gefüllt (Taf. 2 links u. Abb. 4, 2).

2. Im Schlamm neben dem linken Oberschenkel stark zerdrückt, jedoch bis auf unwesentliche Reste in Bruchstücken vorhanden und aus ihnen wiederum zusammengesetzt ein röhrenförmiges Gefäß mit zwiebelförmig verdickter Mitte und sehr dünnwandig, aus farblosem und durchsichtigem

<sup>12</sup> Nach freundlicher Bestimmung von E. Gose.



Glas; Länge 38 cm, EV. 50, 42 c). Der Hals schließt mit einer nur leicht verdickten Lippe ab, der Fuß endigt in einem massiven Tropfen. Zur Form vgl. etwa Hettner, Illustrierter Führer durch das Prov.-Mus. Trier Abb. S. 109, Nr. 27; Katalog der Sammlung Niessen (Köln 1911) Nr. 767—778 u. Taf. XLII, Nr. 767, 769, 770. Diese in der Zeit um 300 n. Chr. häufige Form der Phiole (vgl. Kisa, Das Glas im Altertume II 328) diente als Grabgefäß zur Aufnahme von Öl bzw. wohlriechenden Balsamen. Sie begegnet uns gleichfalls in dem Hohensülzener Steinsarg, der auch das Diatret barg (Mainzer Zs. 20/21, 1925/26, 75 f. u. Fremersdorf, Figürlich geschliffene Gläser [1951] = Röm. Germ. Forschungen Bd. 19, Abb. 4 u. S. 25). Hier Taf. 2 unten u. Abb. 4, 3.

3. In unmittelbarer Nähe der Glasphiole am linken Unterschenkel der Leiche, seitlich umgekippt und zur Hälfte im Schlamm liegend, ein 18 cm hoher, glockenförmiger Becher (EV. 50, 42 b) aus entfärbtem Glas (oberer Durchmesser 15,5 cm) mit umgebendem, durch dünne Stege mit dem Behälter verbundenem Netzwerk (Diatretglas). Sein Erhaltungszustand ist vorzüglich. Vom eigentlichen, mehrfach gesprungenen Glasbehälter fehlen nur kleine Splitter der Lippe. Einige kleinere Partien des Netzwerkes, vor allem an der im Schlamm gelegenen Unterseite, sind mitsamt der Stege abgebrochen. Wenige Stücke fanden sich beim Durchsuchen der Sargeinfüllung; doch kamen trotz sorgfältigster Arbeit nicht alle fehlenden Teile zusammen, so daß die Vermutung nicht von der Hand zu weisen ist, daß das Gefäß bereits zur Zeit der Bestattung Schadenstellen am Netzwerk aufwies. Der Becher wurde in der Werkstatt des Museums in schwierigem Arbeitsgang von dem eingedrungenen Schlamm und dem anhaftenden Schmutz befreit und die gefundenen Restteile angefügt. Von Ergänzungen des Netzwerkes und weiteren Reinigungsarbeiten zur Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes wurde im Hinblick auf den vorzüglichen Erhaltungszustand abgesehen. Taf. 1 u. Taf. 2 rechts, Abb. 1 Mitte, Abb. 3 u. 4, 1.

#### Das Diatretglas

Das vorstehend in seiner Fundlage beschriebene Glasgefäß (Taf. 1 u. 2 rechts, Abb. 4, 1) gehört einer Gattung von Prunkgläsern an, die zu dem technisch Vollendetsten zählen, was die antike Glasmacherkunst je erzeugt hat. Wenn man heute allgemein auf diese Netzgläser die von den antiken Schriftstellern überlieferte Bezeichnung *Vasa diatreta* anwendet, so liegt hierzu die Berechtigung vor. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Martial in der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts unter den *diatreta* kostbare Trinkgefäße anderer Art verstanden hat, als sie in der Spätzeit in dem Digestenfragment Ulpians beschrieben werden. Das Wort ist eine Sammelbezeichnung für feines und zerbrechliches Geschirr aus Stein oder Glas, das *diatretos* ist = zunächst „durchbrochen, durchbohrt“, in freierem Sinne „mit dem Bohrer durchgearbeitet“. Es hat im Laufe der Jahrhunderte einen Bedeutungswandel durchgemacht. „Der Ausdruck bezeichnete mannigfaltige und zu verschiedenen Zeiten verschiedene Arten





Niederremmel, Netzglas aus Sarkophag III. M. etwa 2:3





Niederremmel, Beigaben aus Sarkophag III



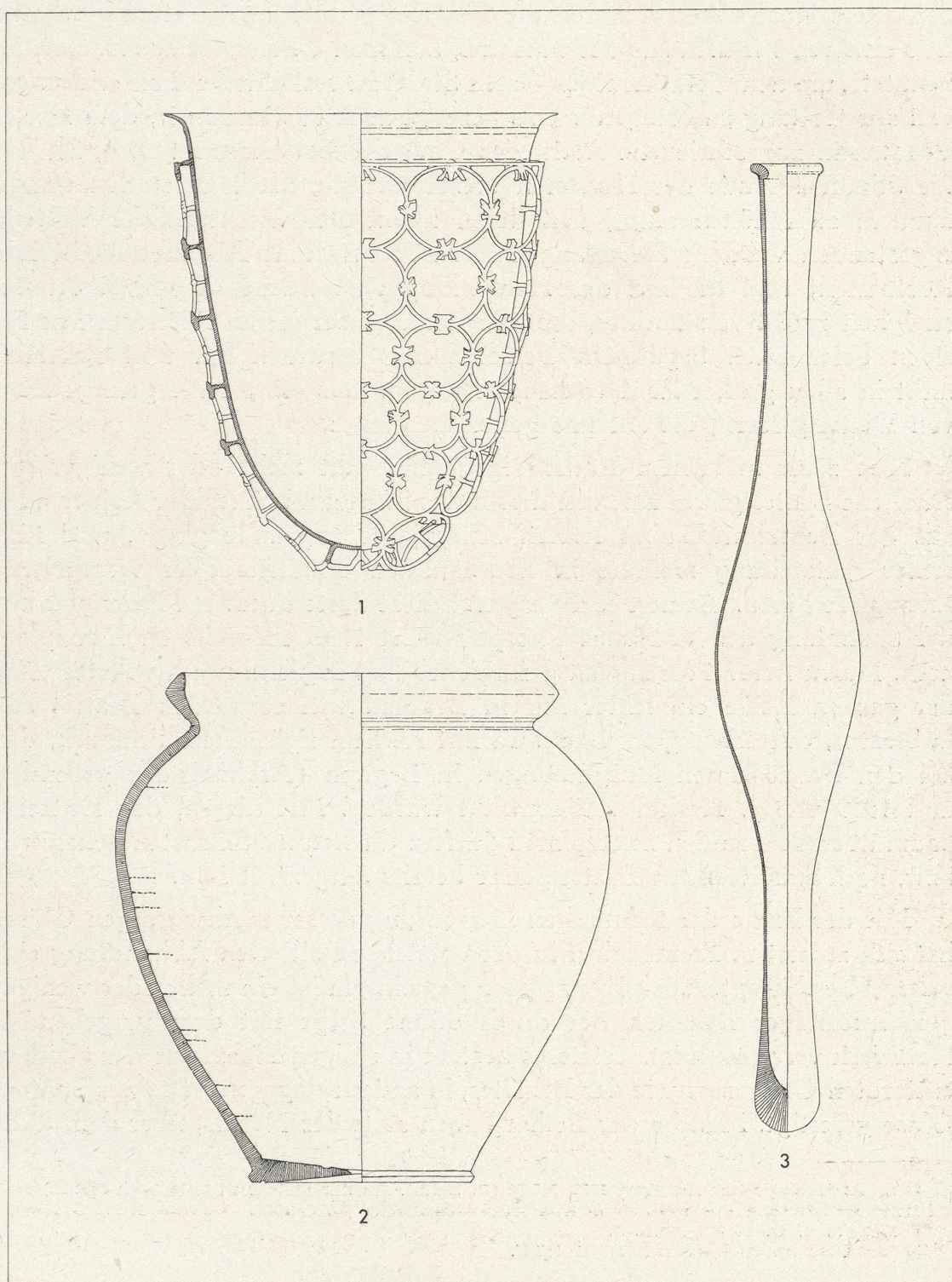


Abb. 4. Niederremmel, Beigaben aus Sarkophag III  
1. Netzglas; 2. Tongefäß; 3. Glasphiole. M. 1:3



von Gefäßen, die mit jenen (Bohr-) Werkzeugen bearbeitet waren<sup>13</sup>.“ Als besondere Kostbarkeiten waren die Diatreta bereits im Altertum geschätzt. Das erfahren wir u. a. aus der Tatsache, daß man Untersätze aus Edelmetall benutzte, um den Gefäßen einen festen Stand zu verleihen und sie wirkungsvoll zur Geltung zu bringen<sup>14</sup>. Das bezeugt auch das bekannte, dem Kaiser Constantin zugeschriebene Edikt des Codex Theodosianus (13, 4, 2), das die Schaffensfreude der Hersteller dieser Gefäße, der Diatretarii nämlich, dadurch zu erhöhen sucht, daß ihnen mancherlei wirtschaftliche Vorteile zugestanden werden: Sie erlangen z. B. Steuer- und Abgabefreiheit. Die Kostbarkeit und die mit der Herstellung verbundene besondere Kunstfertigkeit macht verständlich, daß die Diatreta bereits im Altertum nur für einen bestimmten begüterten Personenkreis erschwinglich und sicherlich nicht in allzu großer Zahl vorhanden waren. Das erklärt die geringe Zahl von Diatretgläsern, die auf uns gekommen sind.

Kisa zählt in seinem Buche<sup>15</sup> insgesamt acht mehr oder weniger gut erhaltene Diatretgläser auf, von denen das in Berlin befindliche Kölner Glas aus der Benesisstraße im letzten Kriegsjahre zugrunde ging<sup>16</sup>, und fügt seiner Aufstellung mehrere in Bruchstücken erhaltene oder verschollene Exemplare hinzu. Fremersdorf<sup>17</sup> ergänzt diese Liste durch ein Exemplar aus der Sammlung des Vatikans. Thorpe<sup>18</sup> weist 1938 ebenfalls elf Exemplare nach. Hinzu kommt als zuletzt gefundenes und zugleich prachvollstes Glas der ganzen Reihe ein leider nur in Bruchstücken erhaltenes Diatret aus farblosem, durchsichtigem Glas und mit reichem figürlichem Schmuck, das bei den französischen Ausgrabungen in Begram (Afghanistan) gefunden und 1939 von J. Hackin veröffentlicht wurde<sup>19</sup>. Mit diesen, das Dutzend kaum überschreitenden Exemplaren dürften die hauptsächlichsten bekannten bzw. noch existierenden Diatretgläser bereits aufgezählt sein.

Mit der Frage der technischen Herstellung dieser merkwürdigen Gläser hat sich zuletzt F. Fremersdorf in der vorstehend zitierten Abhandlung eingehend beschäftigt. Allen Exemplaren gemeinsam ist ein mehr oder weniger glockenförmiger Behälter, der durch dünne Stege mit dem umgebenden Netzwerk verbunden ist. Letzteres besteht in einigen Fällen aus der gleichen entfärbten Glasmasse wie der Behälter, in andern dagegen ist es aus buntem Glase gefertigt. Manche der Becher haben statt des Netzes, über dem dicht

<sup>13</sup> So Archäologischer Anzeiger 1928, 567/69 (R. Zahn). An der gleichen Stelle auch (563 ff.) eine kritische Behandlung der antiken Schriftstellernachrichten (O. Lenel).

<sup>14</sup> Kisa a. a. O. II 606 Anm. 1.

<sup>15</sup> Das Glas im Altertume (1908) II 607 ff.

<sup>16</sup> Nach Fremersdorf, Katalog der Ausstellung „Köln 1900 Jahre Stadt“ (1950) 24 Nr. 130.

<sup>17</sup> Die Herstellung der Diatreta in: Schumacher-Festschrift (1930) 295 ff., Anm. 4. In diesem Zusammenhang sei angeführt eine Randscherbe mit Kragen des LM Trier, Inv. Nr. 1696, FO. unbekannt, auf die mich S. Loeschke freundlicherweise aufmerksam macht und die (mit Ausnahme der Inschrift) enge Verwandtschaft zeigt mit dem den Diatreta nahestehenden Stück im Ungarischen Nationalmuseum (vgl. Kisa II, 610 und Abb. 230).

<sup>18</sup> Journal of the Society of Glas Technology Vol. 22, 1938, Transactions 33 ff.

<sup>19</sup> Recherches Archéologiques à Begram (Paris 1939), Textband 42 ff. (Nr. 203), Tafelband 16 u. 17 = Memoires de la Délégation Française en Afghanistan tome 9. Nach H. Seyrig handelt es sich bei dem figürlichen Schmuck um eine Darstellung des berühmten Leuchtturmes von Alexandria und den Handelsverkehr auf kleinen Schiffen im Hafen. Den Hinweis verdanke ich einer freundlichen Mitteilung von R. W. Smith, Arlington, Virginia, USA. — Besprochen von F. Fremersdorf in Germania 27, 1943 (ausgeliefert 1949), 199 ff.



unterhalb der Gefäßlippe gelegentlich noch eine Inschrift angebracht ist, ornamentale oder figürliche Verzierungen.

Auf Grund gemeinsamer Merkmale gehen die beiden in der Benesisstraße in Köln gefundenen Stücke, der Becher aus Hohensülzen (Kr. Worms) und das im Kunsthistorischen Museum in Wien befindliche Glas aus Daruvar eng zusammen. Dieser Gruppe, der man auch das Straßburger Diatret auf Grund seines Dekors zuzählen kann (die Inschrift jedoch ist grün, das Netz purpurfarben), schließt sich unser neu gefundenes Glasgefäß zwanglos an. Auch bei ihm besteht Behälter und Netzwerk aus dem gleichen, völlig entfärbten und durchsichtigen Glas<sup>20</sup>. Lediglich die im Schlamm gelegene untere Hälfte hat Kalksinter angenommen und erscheint deshalb heute schmutzig gelb; die milchige Undurchsichtigkeit am Gefäßboden mag durch einen stärkeren Bleizusatz verursacht sein. Die Übereinstimmung im Netzwerk, besonders bei den rosettenartigen Verzierungen, in erster Linie mit den beiden Kölner und dem Straßburger Diatret, sind unverkennbar. Was jedoch das Niederremmeler Glas weitaus an die Spitze der gesamten Gruppe stellt, ist seine Größe — es überragt sämtliche anderen Gläser um rund ein Drittel — und der hervorragend gute Zustand seiner Erhaltung. Es soll keineswegs die gewollte und erreichte ästhetische Wirkung des Glases geschmälert werden, sie ist sicher vorhanden. Aber irgendwie „gekünstelt“, wie es Drexel<sup>21</sup> einmal treffend bezeichnet hat, wirken diese Gläser. Sie setzen bei der Art ihrer Herstellung, die weiter unten näher beschrieben wird, ein sehr hohes Maß von Kunstfertigkeit, feinem Fingerspitzengefühl und geduldigem Ausharren bei der einmal begonnenen Arbeit voraus, das auch bei Fehlschlägen nicht erlahmen darf. Wie oft mag es auch dem besten Schleifer vorgekommen sein, daß ein in der Ausarbeitung bereits weit fortgeschrittenes Glas — bei der Sprödigkeit des Stoffes kein Wunder — zu Bruch ging. Dies führte dazu, daß in den Gesetzesvorschriften (vgl. das Digestenfragment 9, 2, 27 § 29 aus Ulpian's lib. 18 ad edict.) Sicherungen gegen Bruchgefahr aufgezeichnet sind: Der Auftraggeber bürgt für die Qualität des von ihm zur Verfügung gestellten Ausgangsproduktes. Materialfehler, die sich während der Bearbeitung zeigen und einen Bruch verursachen, gehen zu seinen Lasten. Der Schleifer haftet nur für Bruchschäden, die durch eigene Ungeschicklichkeit entstanden sind. Die subtile Arbeit, die vor allem bei der Ausarbeitung des feinmaschigen Netzes mit der Größe der zu bearbeitenden Fläche auf ständig wachsende Schwierigkeiten stößt, läßt den Wert der gelungenen Arbeit an der Größe des gefertigten Gegenstandes ebenso für den Diatretarius als Hersteller wie den Besitzer meßbar ablesen. In dieser Hinsicht stellt das Niederremmeler Glas bei der Größe des Netzwerkes, die von keinem anderen uns bekannten Exemplar auch nur annähernd erreicht wird, eine besondere technische Spitzenleistung dar.

Damit sind wir bei der Frage nach der Art der Herstellung des Glases

<sup>20</sup> Nach Fremersdorf ist diese „kristallartige“ Glasstruktur bezeichnend für das Material der Kölner Werkstätten (Figürlich geschliffene Gläser (1951), 24 = Röm. Germ. Forschungen, Bd. 9).

<sup>21</sup> Germania 9, 1925, 123.



angelangt. Die von Winkelmann, Kisa und andern an einigen Gläsern nachgewiesene<sup>22</sup> und von Fremersdorf a. a. O. auf die Gesamtheit der Diatreta unter Herausarbeitung der technischen Details bezogene Art ihrer Herstellung findet in unserem Gefäß ihre volle Bestätigung: Glasbehälter und Netz sind nicht gesondert gearbeitet und später aneinandergesetzt, sondern das gesamte Netzwerk und die Stege, mit denen es am Behälter befestigt ist, sind mit Schleifrad und Bohrer aus einer ehemals durchweg 8 mm starken Gefäßwand herausgeschliffen, wobei der Arbeitsgang in der Art abgelaufen sein wird, wie ihn Kisa<sup>23</sup> angedeutet und Fremersdorf a. a. O. 296 schematisch dargestellt und eingehend begründet hat.

Als Ausgangsprodukt diente zweifellos ein in der Form gegossener Becher von rund 8 mm Wandstärke — kleine Luftbläschen sind an zahlreichen Stellen zu erkennen — und nicht, wie Köster<sup>24</sup> bei dem Berliner Diatret annimmt, eine formlose Glasmasse, der man durch Schleifen auf der Drehbank die gewünschte Form gegeben hat. Die von Köster angegebenen, bei diesem Arbeitsgang zwangsläufig entstehenden Merkmale fehlen an unserem Glas. Nach erfolgter Politur ist der obere Rand des Gefäßes durch Abschleifen auf eine Stärke von 2 mm reduziert und die nach außen geneigte Randlippe spitz zulaufend gearbeitet worden. Dabei ist der im oberen Drittel des Randes horizontal umlaufende Wulst mit scharfer Kante entstanden. Gleichzeitig bildete sich an der Grenze zwischen der obersten Stegreihe des Netzes und dem Rand ein zwar nur Bruchteile von Millimetern betragender, jedoch deutlich fühlbarer Absatz, der genau der etwas unregelmäßigen Stegreihe folgt. Sein Vorhandensein liegt in dem etwas zu stark geratenen Ausschleifen des Randes begründet. Den gesamten übrigen Glaskörper umzieht ein Netzwerk (Taf. 1). Es besteht (vom oberen Rande her gezählt) zunächst aus fünf horizontal umlaufenden Reihen von je zwölf tangierenden Kreisen, deren Durchmesser sich organisch mit der Form des Gefäßes verringern. Bei der untersten (sechsten) Reihe verdoppelt er sich wieder, so daß der Künstler hier mit der Hälfte der Kreise das Gefäßrund ausfüllen konnte. Jeder dieser Kreise der letztgenannten Reihe tangiert zwei Kreise der darüberliegenden und schafft nach unten hin den Raum für eine Standfläche, die es zur Not ermöglicht, das Gefäß aufrecht zu stellen. Den Standring halten sechs Stäbchen, die aus der Gefäßwand herauswachsen. In der Ebene des Netzes hat er jeweils bogenförmige Ausbuchtungen, die

<sup>22</sup> Hierzu die Ausführungen und die Zusammenfassung der Literatur bei Kisa, Die antiken Gläser der Frau Maria vom Rath (Köln 1899) 81 ff.

<sup>23</sup> A. a. O. 82 mit Bezug auf die Beobachtungen eines technischen Fachmannes (K. Friedrich) am Münchener Diatret: „Er hat sich überzeugt, daß Netz und Inschrift bei diesem mit Punzen und Schleifrad hergestellt sind, indem der Diatretarius zuerst in die dicke Glaswand Löcher bohrte, diese allmählich ausweitete, unterschritt und mit dem Schleifrade die Arbeit vollendete.“

<sup>24</sup> Amtliche Berichte aus den Preuß. Kunstsamml. 42, 1920/21, 104 ff., bes. 108 u. Abb. 86. Köster nimmt bei dem Kölner Diatret des Berliner Museums an, daß die Höhlung des Behälters herausgedreht ist; darauf deuteten die bei dieser Arbeit entstehenden charakteristischen parallelen Schrammen im Innern, während „die mit dem Schleifrade bearbeitete, durchbrochene Außenseite nach den verschiedensten Richtungen verlaufende Schrammen erkennen läßt“. Es wäre natürlich möglich, daß diese Schrammen bei unserem Glase durch sorgfältiges Polieren entfernt worden wären. Doch bleibt schwer verständlich, weshalb man sich die bei der Größe der Gefäße enorme Arbeit auf der Drehbank gemacht haben sollte, wenn man durch ein viel einfacheres und gebräuchlicheres Verfahren verhältnismäßig mühelos das Ausgangsprodukt für die Arbeit des Schleifers gewinnen konnte.



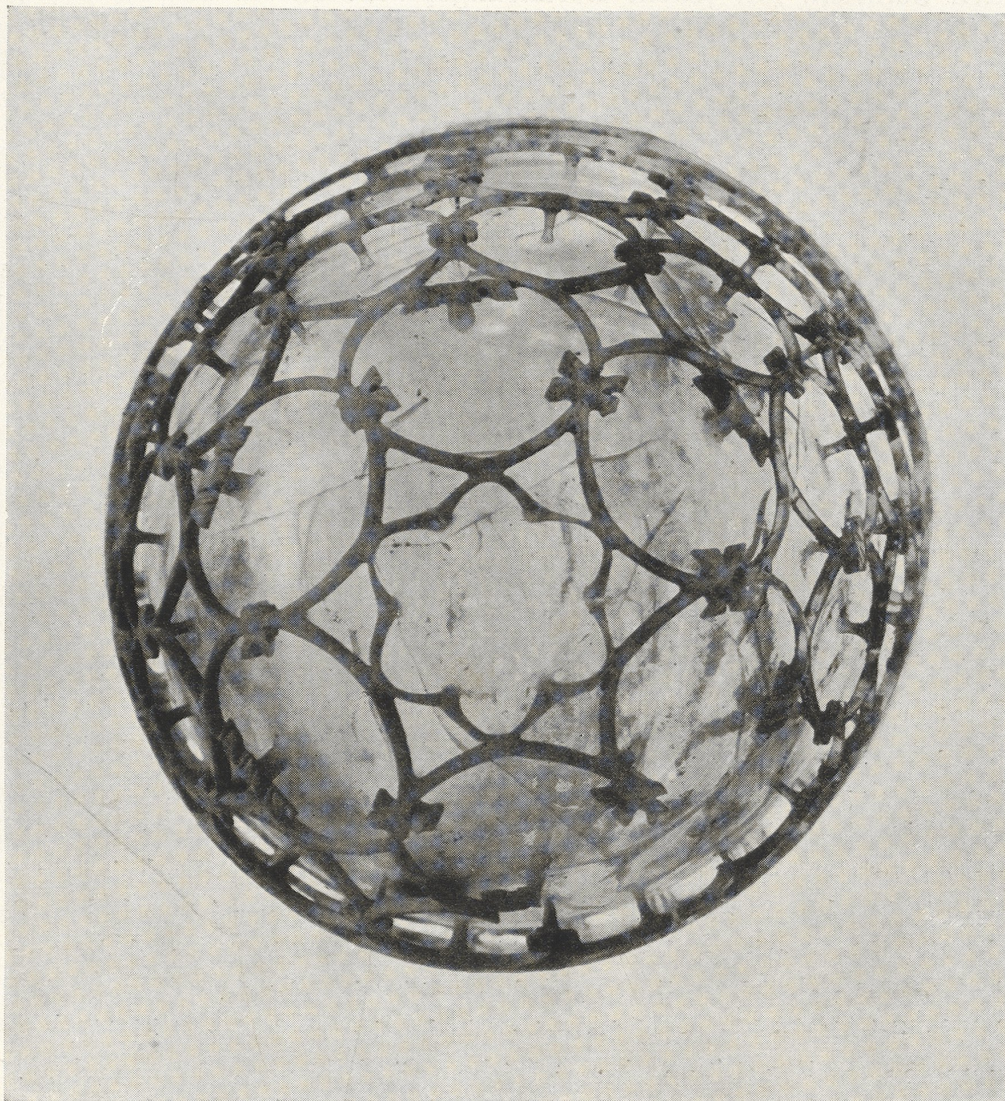


Abb. 5. Niederremmel, Netzglas aus Sarkophag III  
Blick auf die Standfläche

von Stäbchen zu Stäbchen verlaufen, jedesmal den anschließenden Kreis berühren und so die Form eines Sechspasses herstellen (Abb. 5).

Im ganzen zeigt das Netzwerk eine rein geometrische, sorgsam ausgeklügelte Aufteilung, die bei der glockenförmigen Gestalt des Gefäßes nicht einfach war. Sie setzt zudem eine vor Inangriffnahme der Schleifarbeit auf der äußeren Gefäßwand eingehend durchdachte und vorgezeichnete Aufgliederung voraus. Dabei bereitete die Form des Glases offenbar dem Künstler nicht geringe Schwierigkeiten. Um sein Schema zur Anwendung zu bringen, war er gezwungen, die Kreise der vier oberen Reihen etwas zu drücken. Es entstanden dadurch Ovale, deren Durchmesser zwischen  $3,7 \times 2,8$  cm und  $3,2 \times 2,6$  cm schwanken. Erreicht wurde dadurch, daß die Ornamente der beiden unteren Reihen wiederum kreisförmig gestaltet



werden konnten. An jedem Berührungspunkt zweier Kreise, der gleichzeitig durch einen Steg mit der Gefäßwand verbunden ist und durch ihn dem Netz seinen Halt gibt, befindet sich in der Netzebene eine rosettenartige Verzierung. Sie verdeckt wie ein aufgesetzter Knopf das häßliche Stäbchen und verschafft dadurch dem Betrachter die Illusion eines frei vor der Gefäßwand schwebenden Netzes; sie belebt zudem die starren und strengen geometrischen Formen und gibt dem Netzwerk ein festes Gefüge. In der Ausführung ist dabei ziemlich einheitlich und eintönig verfahren. Jedoch ist es nicht uninteressant zu beobachten, wie das sorgfältige und verhältnismäßig tiefe Ausschleifen der stilisierten Blättchen in dem gleichen Maße abnimmt und verflacht, wie sich die zum Ornament bearbeitete Fläche verkleinert, bis schließlich bei den Berührungspunkten der kleinsten Kreise die Rosetten fast nur noch an der Oberfläche andeutungsweise behandelt werden. Neben diesen rosettenartigen Verzierungen erscheinen nur einseitig gekerbte Ornamente in etwas voneinander abweichender Ausführung an der obersten und der untersten Kreisreihe. Die hier beschriebenen Ornamente finden ihre Parallelen bei den übrigen Gläsern der Gruppe, sehr eng verwandt sind vor allem die beiden Kölner Diatreta und das Straßburger Exemplar.

Die Gefäßwand ist durchweg auf eine Stärke von 2 mm gebracht; feststellbare Unterschiede betragen lediglich Bruchteile von Millimetern. Ihre Außenseite ist so sauber bearbeitet und nachpoliert, daß fühlbare Unebenheiten, wie sie bei der Arbeit mit Schleifrad und Bohrer zwangsläufig entstehen, nicht mehr nachweisbar sind. Deutlich in Erscheinung treten jedoch die Merkmale der Schleifarbeit an den durchweg 4 mm hohen Stäben (Abb. 6). Sie wachsen leicht konisch aus der Gefäßwand heraus und endigen ebenso am Netz; ihr Querschnitt zeigt in scharfem Grat aneinanderstoßende Schnittflächen und beweist eindeutig, daß der Schleifer von der bequemsten, weil größten Ansatzfläche, nämlich vom Innern der Kreise heraus seine Arbeit in erster Linie vorangetrieben hat. In den engen, von den Kreissegmenten gebildeten Zwickeln waren ihm für seine Tätigkeit des Unterschleifens enge Grenzen gesetzt. Ebenso beweiskräftig für die Arbeit des Schleifers ist die Beschaffenheit der Glasstäbchen, welche die Kreise bilden. Ihr Querschnitt ist nie rund, sondern durchweg rechteckig mit scharfen Schliffkanten und Seitenlängen, die in der Höhe stark, in der Breite knapp 2 mm betragen. An den verschiedensten Stellen sind gerade hier an den schmalen Graten und Seitenflächen die jeweiligen Ansatzspuren des Schleifrades sichtbar, die keine glatten, durchlaufenden Flächen und gradlinige Kanten schaffen, sondern dem Ganzen den an sich reizvollen Stempel der Unregelmäßigkeit und scheinbaren Willkür verleihen (Abb. 6).

Die Netzgläser sind — das ist längst erkannt — bevorzugte und teure Modeartikel gewesen, deren Herstellung auf eine verhältnismäßig kurze Zeit beschränkt blieb. Ihre Entstehungszeit fällt in das Ende des dritten bzw. den Beginn des vierten Jahrhunderts<sup>25</sup>. Sie stammen, soweit Fundumstände beobachtet und bekannt wurden, aus Steinsärgen mit Skeletten;

<sup>25</sup> So z. B. Kisa a. a. O. 88 und Fremersdorf a. a. O. 198 mit Anm. 30.



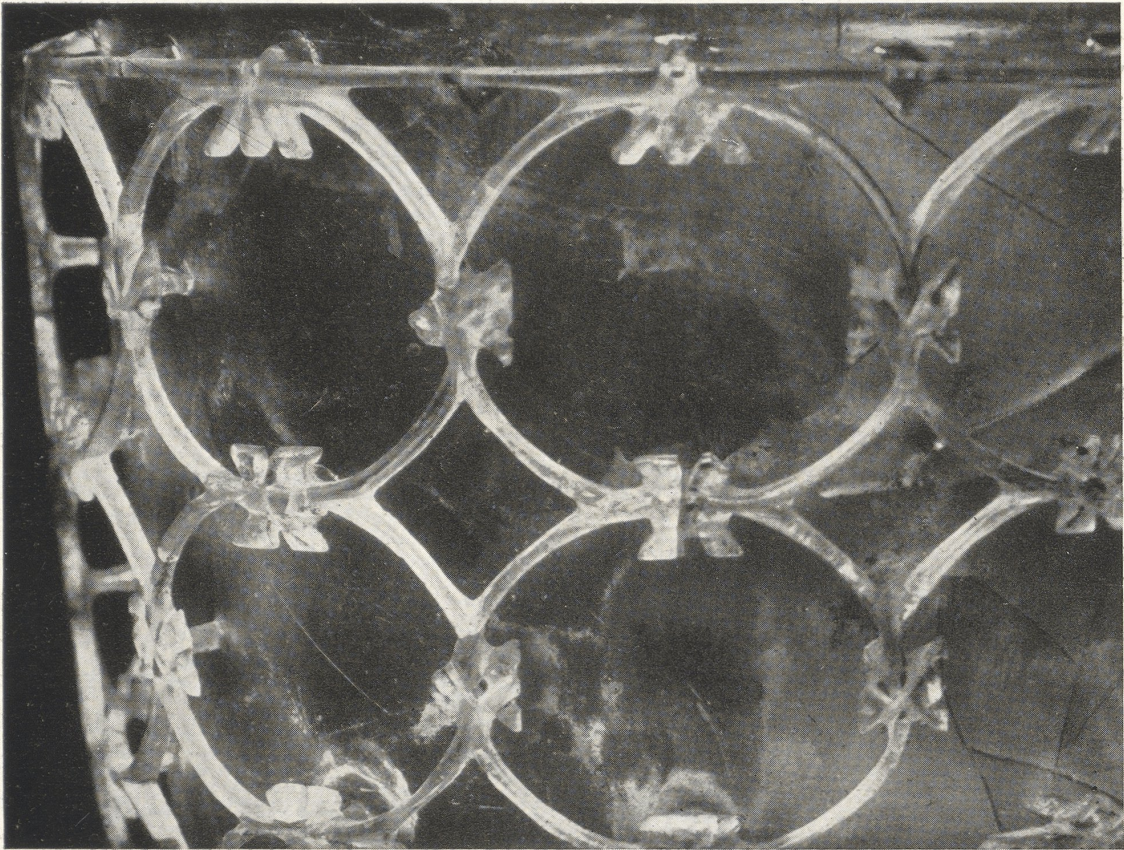


Abb. 6. Niederremmel, Netzglas aus Sarkophag III. Ausschnitt

beigegeben waren u. a. Münzen von Constans und Constantin d. J. Die Inschrift auf dem Straßburger Becher wies zudem auf Kaiser Maximian hin. Dieser Datierung ordnet sich das Niederremmeler Diatret, wie die oben näher beschriebenen Fundumstände zeigen, mühelos ein.

Nicht ganz so eindeutig ist die Frage nach ihrem Herstellungsort zu beantworten. Kisa sieht „rheinische Glaswerkstätten als Schöpfer dieser kostbaren Luxusgeräte“ an (a. a. O. 88). Fremersdorf präzisiert dies näher, indem er die „Diatreta in Berlin und München, von Hohensülzen, Daruvar und Straßburg, ebenso wahrscheinlich die in Budapest und Mailand“ als Erzeugnisse der großen bekannten Glashütten Kölns anspricht und den Nachweis gelegentlich einer Studie über Werkstattzusammenhänge der Kölner Glashütten ankündigt. In der Technik der Herstellung, vor allem aber in der Durchbildung des Netzwerkes zeigen die erstgenannten Gläser, zu denen jetzt noch unser Niederremmeler Diatret als hervorragendstes Exemplar hinzutritt, so starke bis in die Einzelheiten gehende Übereinstimmungen, daß man die gleiche Werkstatt für sie gerne annehmen wird. Ob freilich für die Lokalisierung der Werkstatt in Köln als ein wichtiger Punkt das Streuungsgebiet — die meisten Netzgläser sind im Rheinland gefunden — besonders in die Waagschale fällt, darf bei der sehr geringen Zahl der bislang überhaupt gefundenen Stücke dahingestellt bleiben<sup>26</sup>.

<sup>26</sup> Allgemein wird angenommen, daß die übrigen, figürlich verzierten Diatreta im Süden



Es mag auf den ersten Blick befremden, daß ein kostbares Glas dieser Art, das man sich doch wohl nur im Besitz einer reichbegüterten Familie vorstellen kann, in dem etwas abgelegenen Moseldorf einem Toten mit ins Grab gegeben wird zu einer Zeit, in der nach allem, was wir wissen, auf dem flachen Lande durchaus keine geordneten Verhältnisse herrschten, sondern es im Gegenteil recht unruhig war. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß wir uns in nächster Nachbarschaft des konstantinischen Kastells Neumagen befinden. Hier wird in der idyllischen Mosellandschaft, deren Schönheit und Bedeutung für den Verkehr Ausonius eingehend geschildert hat, eine Tagereise von der Hauptstadt entfernt unter dem Schutze des unweit gelegenen Kastells<sup>27</sup> wirtschaftliches Leben nach Jahren schwerer Not rascher als anderswo wieder aufgeblüht sein. Die Voraussetzung hierzu bot die günstige Verkehrslage<sup>28</sup>, die bereits einige Generationen vorher den Wohlstand des *Negotiatores* hervorgerufen hat; die Neumagener Denkmäler führen ihn uns offenkundig vor Augen. Der Raum Niederremmel—Neumagen, gelegen im Grenzraum zweier Provinzen<sup>29</sup>, der *Germania superior* und der *Belgica prima*, bildet gleichzeitig einen Verkehrsknotenpunkt erster Ordnung, den Schnittpunkt zweier wichtiger Handelswege: der großen Fernstraße über den Hunsrück als Landverbindung und der Hauptverkehrsader, der Mosel. An diesem Hauptumschlagsplatz für den Güterverkehr kamen die Erzeugnisse der Landschaft ebenso zusammen wie die Handelsprodukte aus fernen Ländern; von hier aus konnten sie — je nach Art und Bedarf — auf dem Wasserwege in gleicher Weise der volkreichen Hauptstadt mit ihren verarbeitenden Industrien, der ländlichen Bevölkerung und den Truppen an der Rheingrenze zugeführt werden. In diesem Zusammenhang gesehen ist das Niederremmeler Diatret nicht zuletzt ein kulturgeschichtliches Dokument von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Landschaft, die es uns geschenkt hat.

---

gefertigt wurden. Nicht uninteressant ist in diesem Zusammenhang, daß die oben bereits herangezogene Digestenstelle (9, 2, 27) als Fabrikationszentrum für geschnittenes Glas ausdrücklich *Aquileia* nennt; vgl. hierüber Thorpe a. a. O. 33 ff.

<sup>27</sup> Wenn Ausonius, *Mosella* v. 457, von den früher in banger Zeit zum Schutze des Reiches angelegten Kastellen „*sed modo securis non castra, sed horrea Belgis*“ sagt, so stellt er damit wohl eine von Anfang an mit der militärischen verbundenen Zweckbestimmung in den Vordergrund. In den Kastellen vom Typ Bitburg, Jünkerath und Neumagen dürften die Landesprodukte der Umgegend zunächst gesammelt und gegen räuberische Zugriffe gesichert worden sein, um von hier aus den großen Versorgungs- und Verteilungszentren zugeleitet zu werden. Man mag mit Hosius der Auffassung sein, die Stelle sei ironisch gemeint, und W. John in seiner *Mosella*-Ausgabe (1932) 114 zustimmen, daß niemand dem Ausonius geglaubt haben wird, daß die Kastellanlagen nur noch als Speicher dienen sollten. Daß sie tatsächlich auch dem Zwecke dienten wie die eigentlichen *Horrea* braucht nicht bezweifelt zu werden.

<sup>28</sup> s. Hettner, *Illustrierter Führer*, S. 2 und W. v. Massow, *Germania* 10, 1926, 139 ff.

<sup>29</sup> Als Grenze wird von J. Steinhausen mit Bezug auf die Ausoniusstelle (s. Anm. 2) die untere Dhron dicht vor Neumagen in Anspruch genommen; vgl. *TrZs.* 18, 1949, 257.